SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Vielfalt und Einheit der Psychologie: Prof.em.Dr. Klaus Foppa im Gespräch mit Ralph Sichler

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
(1998). Vielfalt und Einheit der Psychologie: Prof.em.Dr. Klaus Foppa im Gespräch mit Ralph Sichler. *Journal für Psychologie*, *6*(3), 73-84. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-28826

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:
This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.
By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Person und Wissenschaft

Vielfalt und Einheit der Psychologie

Prof. em. Dr. Klaus Foppa im Gespräch mit Ralph Sichler

Die wichtigsten Lebensdaten

Geboren: 15.8.1930, Linz/Österreich
Studium der Psychologie an der Universität Wien 1949-1954
Erste Berufspraxis in der Beratungsstelle für Mittelschüler (Wien) und im Heim für schwererziehbare neurotische Kinder und Jugendliche (Wien) (1952-1955)
Mitarbeiter am Psychologischen Institut der Universität Würzburg (1955-1960)
Assistent am Psychologischen Institut der Universität Wien (1960-1964)
Professor für Psychologie an der Universität Bern (1964-1995)

Ausgewählte wichtige Publikationen

1965 Lernen, Gedächtnis, Verhalten.
1984 Redeabsicht und Verständigung. Manuskripte 84
1986 »Typische Fälle« und der Geltungsbereich empirischer Befunde. Schweizerische Zeitschrift für Psychologie und ihre Anwendungen
1991 (mit Martina Groner) Wahrnehmen, Erinnern, Lernen: Überlegungen zu einer erweiterten Konzeption des Lernprozesses. 37. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Kiel 1990

SICHLER: Zu Beginn würde mich interessieren, wie so Ihr Weg zur Psychologie war. Wie sind Sie auf dieses Fach gestoßen, was hat Sie an diesem Fach interessiert? Und wie ist es dann in Richtung Wissenschaft gegangen?

WIEN

FOPPA: In Österreich sind, ich glaube schon seit der ersten Republik, Psychologie und Philosophie Gymnasialfächer. Und wir hatten im Gymnasium einen Psychologielehrer, der, wie ich inzwischen überzeugt bin, ein sehr schlechter, aber ein sehr begeisterter Psychologe war. Er hat uns etwas von dieser Begeisterung für die Problematiken, mit denen dieses Fach zu tun hat, vermittelt. Aber bald hatte ich den Eindruck, daß das, was er uns erzählt, doch nicht die ganze Geschichte sein kann, und habe mich dann kurzfristig entschlossen, nicht Medizin, sondern Psychologie zu studieren, und zwar in Wien. Das war im Herbst 1949. In Wien gab es ein für damalige Verhältnisse außerordentlich großes Institut, wenigstens was die Zahl der Studierenden anging. Personell war es grotesk unterbesetzt. Außer dem Lehrstuhlinhaber, Hubert Rohracher, gab es einen einzigen Assistenten (Walter Toman) und einen (promovierten) Hilfsassistenten (Erich Mittenecker). Aber dafür war auch die Institutssekretärin eine promovierte Psychologin. Sylvia Bayer-Klimpfinger las zwar Entwicklungspsychologie, gehörte aber eigentlich zum Pädagogischen Institut. Rohracher hielt eine viersemestrige Vorlesung »Einführung in die Psychologie« (2 Semester Allgemeine Psychologie, 2 Semester Charakterkunde) und dazu eine 2-semestrige, experimentelle Demonstrationsübung. Etwa alle 6 Semester führte er für einen kleinen Kreis Auserwählter ein »Hirnpraktikum« durch, bei dem er anhand von Hirnschnitten, die er selbst ausführte, die Anatomie des Gehirns erklärte. Das Lehrangebot war also überblickbar und in sich geschlossen, und ich war davon sehr angetan. Doch irgendwann habe ich mir auch hier gedacht: Das kann nicht die ganze Wahrheit sein. Die Folge davon war, daß ich angefangen habe, an psychologischer Literatur zu lesen, was ich bekommen konnte. Dabei bin ich auf Dinge gestoßen, von denen in den Veranstaltungen nie die Rede war, beispielsweise auf Piaget. Ungefähr im 6. Semester habe ich sogar einen Kolloquiumsvortrag über seine Theorie der Intelligenz gehalten, ein Buch, das - nach meiner Überzeugung - damals niemand im Institut gekannt hat. Ich habe versucht, Piagets Grundideen aus meiner Sicht darzustellen, und ich war damit - wie ich glaube - wenigstens insofern erfolgreich, als einige meiner Zuhörer realisiert haben, daß auch andere Perspektiven auf die Art des empirischen Umgangs mit psychologischen Fragen möglich sind, als sie am Institut üblich waren.

Unabhängig davon war Rohracher - nicht nur während meines Studiums - sehr wichtig für mich. Er war das, was sich wohl am ehesten mit dem etwas altmodischen Wort »aufrecht« umschreiben läßt. So hat mich schon als Student sehr beeindruckt, daß er sich nie gescheut hat zuzugeben, wenn er etwas nicht gewußt hat. Selbst vor einem großem Auditorium konnte er sagen: »Das weiß ich nicht, darüber muß ich noch nachdenken.« - Rohracher hatte merkwürdigerweise noch während des Krieges als Nachfolger von Arnold Gehlen einen Ruf auf den Wiener Lehrstuhl erhalten (den 1938 Karl Bühler hatte aufgeben müssen); merkwürdig deshalb, weil er alles eher als ein Nazi war und ihm - wegen regimekritischer Äußerungen - seine Venia legendi an der Universität Innsbruck aberkannt worden war. Unmittelbar nach Kriegsende hat er an Bühler in die USA

geschrieben und ihm angeboten, ihm seinen Lehrstuhl wieder zurückzugeben. Das war schon ein ganz ungewöhnlicher, selbstloser Schritt, und ich weiß von keinem anderen Ordinarius im deutschen Sprachraum, der ähnliches getan hätte.

SICHLER: Sie sagten, Sie hätten viel gelesen. Was waren denn da besondere Autoren oder Werke, die Sie in Erinnerung haben?

FOPPA: Ich habe viele Arbeiten aus den Anfängen der experimentellen Psychologie gelesen, aber auch James, Freud, sogar Jung und Szondi (die mir - im Unterschied zu Freud - wenn auch aus verschiedenen Gründen gar nicht gefallen haben), also kreuz und quer, aber irgendwie ist das für meine Auffassung der Psychologie doch sehr bestimmend geworden.

SICHLER: Wie ging das dann weiter für Sie? Haben Sie in Wien das Doktorat gemacht?

FOPPA: Ich habe etwa im 5. Semester begonnen, neben dem Studium an einer Beratungsstelle für Mittelschüler zu arbeiten, die von PD Dr. L. Bolterauer, einem psychoanalytisch orientierten Gymnasiallehrer und Psychologen, und seiner Frau geleitet wurde. Dort habe ich nicht nur die Anwendung psychometrischer Tests geübt, sondern vor allem auch projektive Testverfahren (Rorschach und TAT) kennengelernt. Besonders wichtig waren für mich aber die wöchentlichen Fallbesprechungen, in denen Anamnese und Befunde jedes einzelnen Kindes und die Schlußfolgerungen daraus gründlich durchbesprochen wurden. Auf Veranlassung von Dr.Bolterauer besuchte ich auch regelmäßig die wöchentlichen Vorträge in der Psychoanalytischen Vereinigung.

Etwa um dieselbe Zeit legte ich die obligatorische »Dissertantenprüfung« ab, welche die Voraussetzung dafür war, daß man mit seiner Doktorarbeit beginnen durfte (zum Unterschied zu den deutschen Universitäten gab es damals in Österreich kein Diplom). Rohracher schlug mir vor, doch einmal zu untersuchen, wie der »Einfall« zustande kommt. Das sei doch merkwürdig, man würde sich etwas lange überlegen und käme nicht weiter in der Lösung des Problems. Doch auf einmal hätte man das Gefühl, jetzt habe man die Lösung.

Ich hatte keine Vorstellung, wie man so etwas untersuchen könnte, und auch Mittenecker, der inzwischen Assistent geworden war, riet mir davon ab, mich auf das Thema einzulassen. Aber ich habe alles mögliche versucht: Ich habe mir literarische Schilderungen des Einfallsgeschehens angesehen, habe lange Gespräche mit einem Komponisten und einem Schriftsteller geführt, habe Personen schwierige Anagramme vorgelegt und sie dann beim Lösungsversuch unterbrochen und sie vor irgendeine andere Aufgabe gestellt und nach der Unterbrechung mit dem Anagramm fortfahren lassen in der (abenteuerlichen) Hoffnung, die Gesamtlösungszeiten würden bei unterbrochenen Aufgaben kürzer sein als bei nichtunterbrochenen - weil die Leute, ohne es zu merken, eben auch während der Unterbrechung an der Aufgabe weitergearbeitet hätten usf. Aber es war alles vergeblich. Deshalb habe ich es nach etwa einem Jahr aufgegeben und mit »Neue(n) Experimente(n) zum produktiven Denken« - in Anlehnung an K. Duncker - begonnen. Kürzlich habe ich wieder ein Exemplar dieser Arbeit (die nie gedruckt wurde, weil es in Wien viel zu viele Doktorarbeiten gab) gefunden und überrascht festgestellt, daß manches von dem, was ich mir in den letzten Jahren überlegt und für das Ergebnis langer Erfahrung gehalten habe, schon in meiner Dissertation steht. Allzuviel habe ich also anscheinend in meinem Leben nicht gelernt. Das war also das Doktorat (1954), und dann hatte ich sehr gehofft, ich würde die gera-

de frei gewordene Hilfsassistentenstelle bekommen. Aber ich habe sie nicht bekommen, was mich sehr gekränkt hat. Man hat mir dann eine Stelle als »Therapeut und begutachtender Psychologe« (wie das hieß) in einem Heim für schwererziehbare, neurotische Kinder angeboten, obwohl ich keinerlei Therapie-Erfahrung hatte (was heutzutage ja völlig unvorstellbar wäre). Ich hatte auch keine Vorbereitungszeit, und so blieb mir nichts anderes übrig, als einfach so vorzugehen, wie es mir vernünftig erschien. Natürlich hat mir dabei auch die regelmäßige Supervision bei einer erfahrenen Kindertherapeutin geholfen; jedenfalls war ich gar nicht so erfolglos, wie man vielleicht meinen könnte. Zum Beispiel habe ich einem 12- oder 13-Jährigen, der ein depressiver »Prügelknabe« war, in der Therapie die Grundlagen des Boxens beigebracht (von Verhaltenstherapie war damals noch keine Rede). Er hat sich anfänglich trotzdem nicht getraut, sich zu wehren, aber nach einigen Stunden hat er dann tatsächlich zugeschlagen, wie einer ihn wieder einmal angerempelt hat. Der Verblüffungseffekt war enorm, weil niemand erwartet hatte, daß er sich je wehren würde, und er wurde von da an mehr oder minder in Ruhe gelassen.

Würzburg

Auf Anraten von Rohracher hatte ich mich um ein Humboldt-Stipendium in der Bundesrepublik beworben, das ich 1955 überraschenderweise (weil man damals als Österreicher noch nicht so sicher war, daß man für Bundesdeutsche schon als richtiger Ausländer galt, für die diese Stipendien gedacht waren) auch erhielt. Ich hatte mich - wiederum auf Rohrachers Rat - für die Freie Universität Berlin und Oswald Kroh entschieden. Doch 14 Tage vor meiner Ankunft in Berlin starb O. Kroh. Rudolf Bergius, der damals Privatdozent in Berlin war, hat mir angesichts der unsicheren Nachfolgesituation empfohlen, woanders hinzugehen, und ich nützte die Gelegenheit des gerade stattfindenden Kongresses der Deutschen Gesellschaft, um mich nach anderen Möglichkeiten umzusehen. Zuerst dachte ich an Marburg und Heinrich Düker, weil G. A. Lienert seit einiger Zeit dort Assistent war und mir schon einmal fast eine Hilfsassistentenstelle beschafft hatte, aber Düker hatte keinen Platz. Er riet mir, es bei Wilhelm Arnold zu versuchen, der als Nachfolger von Gustav Kafka seit kurzem in Würzburg war und dort ein neues Institut erhalten sollte. Arnold erklärte sich bereit, mich aufzunehmen - und damit begann für mich eine ganz wichtige Zeit meines intellektuellen Werdeganges.

Das Würzburger Institut war sehr verschieden vom Wiener Institut. Das hatte nicht nur damit zu tun, daß es in einem schön wiederaufgebauten alten Gebäude war und daß es - im Vergleich zu Wien - nur wenige Studierende gab, sondern hing wohl damit zusammen, daß alle Institutsmitarbeiter (auch diejenigen, die nicht ausdrücklich dafür angestellt waren) mit anwendungsorientierten Aufgaben beschäftigt waren. So hatten die Assistenten im Turnus Glaubwürdigkeitsgutachten über Kinder und Jugendliche in Sexualstrafsachen, in denen sie die einzigen Tatzeugen waren, zu erstellen und vor Gericht zu vertreten. Daneben gab es eine Gruppe, die werbepsychologische Aufträge bearbeitete usf. Das wurde für mich u.a. auch deshalb wichtig, weil nach einem Jahr mein Antrag auf Verlängerung des Humboldt-Stipendiums abgelehnt wurde und ich, da keine Assistentenstelle frei war, nur deshalb weiterhin in Würzburg bleiben konnte, weil Arnold mich während eines Jahres in solchen Industrieprojekten beschäftigen wollte und mich auch aus solchen Mitteln bezahlt hat. Ich habe in dieser

Zeit eine ganze Menge gelernt - vor allem war ich froh, das Würzburger Institut nicht verlassen zu müssen.
Das hatte weniger mit W. Arnold zu tun, von dem man den Eindruck hatte, daß er sich nicht sehr dafür interessierte, was seine Mitarbeiter machten, wenn sie bloß die ihnen übertragenen Aufgaben erledigten, als mit den unmittelbaren Kollegen, vor allem anderen mit Ferdinand Merz, Erwin Roth, Ernst Wehner und Jochen Kornadt, der (als Nachfolger von Reinhold Bergler) aus Marburg nach Würzburg kam (mit den beiden apl. K. Strunz und W. J. Revers und mit PD W. Schraml hatten wir weniger Kontakt). Da wir meistens gemeinsam im Institut zu Mittag aßen und uns auch in unserer Freizeit trafen, hatten wir reichlich Gelegenheit, miteinander zu diskutieren. Besonders intensive Diskussionen hatte ich mit Merz, der einer der intelligentesten Menschen war, die mir in meinem Leben begegnet sind, und mehr von Philosophie (vor allem von idealistischer) und von den Naturwissenschaften (vor allem von Biologie) verstand als ich und deshalb ein höchst anregender, aber auch gefährlicher Diskussionspartner war. Merz war es auch, der mich einmal zu Wilhelm Peters mitgenommen hat, einem emeritierten Wiener Professor, der als Jude 1933 von seinem Lehrstuhl in Jena vertrieben worden war und den Krieg in Großbritannien und später in Istanbul überlebt hatte. Er war einer der letzten Doktoranden von Wilhelm Wundt und hatte sich bei Karl Marbe, bei dem er Assistent war, in Würzburg habilitiert. Peters war ein Mann mit einem unglaublichen Gedächtnis, der die Geschichte der Psychologie und viele der wichtigsten Personen, die an ihr mitgewirkt hatten, noch persönlich gekannt hatte. Er war nahezu blind, aber das wöchentliche Privatissimum über die Geschichte der Psychologie war nicht nur mit zahlreichen Literaturhinweisen gespickt, sondern auch voll von unverblümten Werturteilen über viele seiner ehemaligen Kollegen. Peters war es auch, der mir geraten hat, etwas über Lernen zu schreiben; er dachte dabei an Transfer oder ähnliche Teilbereiche. Meine Absicht, einen Überblick über »die« Lernpsychologie und »die« Lerntheorien zu schreiben, hielt er für unvernünftig und unrealistisch.

RÜCKKEHR NACH WIEN

1959 bot mir Rohracher eine Assistentenstelle an, die mit der Auflage, mich zu habilitieren, verbunden war. Dieses Angebot habe ich natürlich ohne zu zögern angenommen, wenn ich auch wußte, daß Rohracher vor der Eröffnung des Habilitationsverfahrens die Vorlage eines gedruckten Buches verlangte. Weil in Würzburg die Bibliothek besser ausgestattet war als in Wien, aber auch, weil ich das Buchprojekt schon vorher in Erwägung gezogen hatte, habe ich in Würzburg mit der Literatursuche und der Lektüre begonnen. In hybrider Fehleinschätzung war ich der Meinung, es würde genügen, mir auf Zetteln die Titel und die Publikationsorte zu notieren - die Details der betreffenden Arbeiten würden mir dann schon wieder einfallen. Ich bin dann mit einem Stapel von Zetteln nach Wien gekommen und wollte eigentlich gleich mit dem Schreiben beginnen. Aber ich habe dann gleich gemerkt, daß ich zwar ungefähr über den Inhalt der jeweiligen Arbeit Bescheid wußte, aber weit entfernt von dem Grad an Genauigkeit und Sicherheit, den ich hätte haben müssen. Also habe ich mit den Recherchen nolens volens noch einmal von vorne begonnen und alles noch einmal gelesen. Mit den genaueren Notizen konnte ich dann zu schreiben beginnen. Als das Buch fertig war - Rohracher hatte sich fast täglich nach dem Fortgang erkundigt - begnügte er sich mit dem

fertigen Manuskript und dem Verlagsvertrag und akzeptierte als Habilitationsschrift drei kleinere experimentelle Arbeiten zum Gedächtnis, die ich in einem Rahmen zusammenfaßte. Im Dezember 1964 wurde ich dann habilitiert, kurz nachdem ich an der Universität Bern zum vollamtlichen Extraordinarius für »Psychologie mit besonderer Berücksichtigung der Lernpsychologie« gewählt worden war.

Ich kann nicht behaupten, daß mich das Thema Lernen besonders interessiert hätte. Die Teile daran, die mich wirklich interessiert haben, sind im Buch völlig untergegangen. Ich glaube, kaum jemand hat meine Kritik an den Lerntheorien und die alternative Konzeption, die ich in den »Schlußbemerkungen« zu formulieren versucht habe, gelesen oder gar ernst genommen. Seit einigen Jahren habe ich den Eindruck, mich interessiert Lernen wirklich (lacht), und ich möchte jetzt ohne äußeren Druck versuchen, ein Buch zum Thema zu schreiben, in dem vor allem meine Sichtweise der Dinge dargestellt ist. Da es natürlich Anklänge an meine seinerzeitigen »Schlußbemerkungen« haben wird, könnte ihm freilich auch ein ähnliches Schicksal beschieden sein wie diesen.

REPRÄSENTATIONSTHEORIE DES LERNENS

SICHLER: Verbirgt sich dahinter Ihr Ansatz der »Repräsentationstheorie des Lernens«, und können Sie kurz beschreiben, worin dieser besteht und worin der Unterschied zu den klassischen Lerntheorien liegt?

FOPPA: Manche Aspekte der Lerntheorien erscheinen einem - wenigstens aus heutiger Perspektive - durchaus absurd, und man versteht nicht recht, wie es zu dieser Entwicklung kommen konnte. So ist unverständlich, daß einerseits in allen theoretischen Ansätze den (Außen)Reizen eine ganz zentrale Rolle zugeschrieben wird, aber die Frage, wie eigentlich unsere Wahrnehmung funktioniert, überhaupt nicht behandelt wird. Man müßte doch Vorstellungen darüber haben, welche Weltausschnitte jemand (z.B. ein neugeborenes Kind) wahrnimmt und was er dadurch über die Welt erfährt, bevor man sich über den Prozeß der Erfahrungsbildung den Kopf zerbricht. Meiner Meinung nach kann man keine Lerntheorie formulieren, ohne eine Wahrnehmungstheorie zu haben. - Auf einen weiteren Punkt habe ich schon seinerzeit (in den ominösen »Schlußbemerkungen«) hingewiesen. Lernen findet immer in objektiv wechselnden Umständen statt. Trotzdem kann man nicht leugnen, daß so etwas wie Wiederholungen nötig sind. Aber was ist dann eigentlich eine Wiederholung, wenn sich objektiv nichts im vollen Wortsinn wiederholt? Woher kommt der Eindruck der Gleichartigkeit von Situationen, die objektiv eben nicht identisch sind? Damit stellt sich auch die Frage unmittelbar im Anschluß an das Wahrnehmungsproblem: Wieso erscheint mir etwas als »bekannt«, wieso erscheint mir etwas als »fremd«? Dieses Bekanntheits- oder Vertrautheitserlebnis, dieses Neuheits- oder Fremdheitserlebnis ist offenbar eine sehr fundamentale Tatsache, die nicht ohne weiteres als Ergebnis eines Lernprozesses aufgefaßt werden kann. Wir alle kennen das Phänomen, daß wir etwas kurz sehen und, ohne daß wir uns vorgenommen hätten, uns das zu merken, später sofort wieder daran erinnern, daß wir das schon einmal gesehen haben. Allem Anschein nach hinterlassen also viele unserer ständig wechselnden Wahrnehmungen Repräsentationen des Wahrgenommenen, die uns das Wiedererkennen, aber auch die Feststellung bestimmter Veränderungen am Wiedererkannten ermöglichen. Wenn wir z.B. nach längerer Zeit einen Bekannten wiedertreffen, erkennen wir diesen im allge-

meinen nicht nur, sondern wir haben auch unmittelbar den Eindruck: »Der ist aber alt (oder dick) geworden« oder »Der schaut aber schlecht aus«. Man könnte hier von »rezeptivem Erinnern« sprechen. Es erfolgt ohne jede Absicht und ohne unser Zutun und scheint im allgemeinen nicht über beliebig lange Zeitabstände zu funktionieren.

Solche »rezeptiven Erinnerungen« sind die Voraussetzung dafür, daß Situationen, die mir als gleichartig erscheinen (die aber nicht tatsächlich identisch sind) als Wiederholungen wirksam werden können. Man könnte hier von einem »Gedächtnis erster Ordnung« sprechen, das dem Lernprozeß vorausgeht; daneben gibt es natürlich auch jenes »Gedächtnis zweiter Ordnung«, mit dem sich die Gedächtnispsychologie in erster Linie befaßt. Beide Gedächtnisse dürften verschieden funktionieren. Allerdings weiß man über die rezeptive Erinnerung sehr wenig, obwohl man sie, wie ich glaube, sehr gut untersuchen könnte. Ziel meiner Spekulationen über den Lernprozeß ist es jedenfalls, besser zu verstehen, wie Erfahrungsbildung unter natürlichen Bedingungen funktioniert

PLURALITÄT UND EINHEIT IN DER PSYCHOLOGIE

SICHLER: Ich habe mir einige Arbeiten seit Ihrem Buch über das Lernen angesehen, und da ist mir zunächst ein 1970 erschienener Aufsatz aufgefallen, in dem Sie sich in Anschluß an Hans Thomae für eine pluralistische Psychologie ausgesprochen haben. Die Psychologie zeichnet sich nicht nur dadurch aus, daß es verschiedene Bereiche wie die Wahrnehmungs-, Entwicklungs- und Sozialpsychologie, sondern auch grundverschiedene Ansätze gibt. Die Frage, die sich mir dabei stellt, ist: Handelt es sich hier um eine Übergangsphase im Sinne von Kuhn, und die Psychologie hat dann ihr verbindliches und allgemeingültiges Paradigma noch gar nicht gefunden, oder ist dies etwas, was die Psychologie als Fach kennzeichnet und wohl auch immer kennzeichnen wird?

FOPPA: Ich kann mich zwar nicht mehr im einzelnen erinnern, was ich in diesem Aufsatz geschrieben habe, glaube aber nicht, daß ich mich »für eine pluralistische Psychologie ausgesprochen« habe. Daß man den gegenwärtigen Zustand so beschreiben kann, ist sicher. Ich glaube aber, daß es für eine (auch) anwendungsorientierte Wissenschaft auf die Dauer nicht angeht, für Probleme, die in bestimmten Praxisfeldern auftreten, unterschiedliche (und auch unvereinbare) Lösungen vorzuschlagen, für welche der Anspruch erhoben wird, sie seien auch taugliche Handlungsanleitungen. Pluralität wird sich hier auf die Dauer nicht aufrechterhalten lassen.

Etwas anders ist die Situation wohl in bezug auf die unterschiedlichen Weltbilder, welche psychologischen Überlegungen zugrunde liegen. Ich habe einmal die Unterscheidung zwischen Erklärungs- und Perspektivtheorien gemacht und damit gemeint, daß es eine Art von Theorien gibt, deren Angemessenheit sich an den interessierenden Phänomenen mehr oder minder direkt überprüfen läßt. Man könnte sie »Erklärungstheorien« nennen. Sie gelten im allgemeinen als die »eigentlichen«, die »richtigen« Theorien. Daneben gibt es andere Arten von Theorien, die sich nicht im gleichen Sinne belegen oder falsifizieren lassen, weil sie eher den Charakter von »Weltentwürfen« haben. Ihre Konsequenzen sind u. U. nicht weniger gravierend wie jener guter substantieller Erklärungstheorien, obwohl sie sich auch im günstigsten Fall nur als heuristisch fruchtbar erweisen können. Ich habe sie »Perspektivtheorien« genannt. Im Bereich dieser perspektivtheoretischen Konzeptionen kann es tatsächlich Unterschiede geben. Das

gilt möglicherweise für alle Wissenschaften. Denn Wissenschaft ist ja immer in einen kulturellen Kontext eingebettet, sie ist ein Teil unserer vielfältigen Welt- und Kulturentwürfe, und es ist von daher nicht anzunehmen, daß man sich auf einen einzigen von ihnen ohne weiteres einigen können sollte.

SICHLER: Es bleibt aber die Frage, wie die Vielfalt der Entwürfe auf eine Einheit in bezug auf die Anwendungen gebracht werden kann.

FOPPA: Das scheint mir eines der Grundprobleme von Wissenschaft überhaupt zu sein. Denn einerseits ist ja unbestreitbar, daß Wissenschaft erfolgreich ist (das gilt durchaus auch für manche der praxisbezogenen Bereiche der Psychologie); auf der anderen Seite ist nicht zu leugnen, daß als erster Schritt wissenschaftlicher Forschung immer eine interpretative Phase steht. Bei den Naturwissenschaften übersieht man das leicht, weil sie sozusagen über eine »kanonische« Form der Interpretation verfügen, nämlich die Messung. Wenn man aber beispielsweise liest, was Einstein über seine Eingangsüberlegungen zum Problem der Gleichzeitigkeit schreibt, wird völlig klar, daß auch der Messung eine (nichtkanonische) Form der Interpretation von Realität vorausgeht: Das sog. empirische Relativ, das auf ein numerisches Relativ abgebildet werden soll, beruht notwendigerweise auf einer bestimmten Art der Interpretation von Realität. Nun ist ja ein fundamentales Merkmal von Interpretationen ihre Offenheit. Das heißt, man kann nicht damit rechnen, daß sich eine Interpretation als endgültig letzte und einzig richtige erweist. Und da muß man sich natürlich fragen: Wie kommt man von der grundsätzlichen Pluralität von Interpretationsmöglichkeiten zu einer offenbar funktionierenden Art des Umgangs mit Realität oder zu einer angemessenen Lösung oder Bewältigung irgendeines Praxisproblems? Nun könnte es ja sein, daß Interpretationen ihre Offenheit dann verlieren, wenn man die Zusatzinformationen expliziert, die in eine Interpretation einfließen. Das heißt, es könnte sein, daß z.B. Literaturwissenschaftler bei der Interpretation eines Werkes zur gleichen Auslegung gelangen, wenn sie genau von den gleichen Voraussetzungen ausgehen. Häufig hat man nämlich den Eindruck, daß ganz unterschiedliche Aspekte berücksichtigt werden: Einmal ist es die Lebensgeschichte eines Autors, ein anderes Mal seine psychische Verfassung bei Abfassung des Werkes oder die Rezeptionsgeschichte des Werkes angesichts bestimmter gesellschaftlicher und kulturgeschichtlicher Bedingungen etc. Wie weit diese Explikation der Interpretationsvoraussetzungen tatsächlich möglich ist, ist freilich eine andere Frage. - Bescheidener wäre ein anderer Vorschlag zur »Lösung« des Interpretationsproblems. Man könnte davon ausgehen, daß die Offenheit der Interpretationen nur grundsätzlich gilt, daß sie aber nicht in bezug auf bestimmte Fragen besteht, welche auf konkrete Handlungsanweisungen zielen. Hier könnte es sein, daß sich die größere Brauchbarkeit bestimmter Interpretationen gegenüber anderen relativ unmittelbar erweist, indem sie z.B. Problemdefinitionen nahelegen, welche praktikable und erfolgreiche Lösungen des konkreten Problems ermöglichen.

DIALOGFORSCHUNG UND HANDLUNGSTHEORIEN

SICHLER: Eine andere Möglichkeit wäre, im konkreten Problemfall verschiedene Perspektiven an einen Tisch zu bringen. So etwas gibt es ja schon in einigen diagnostischen Verfahren, die dann in ihrer Urteilsbildung stärker von Teams ausgehen. Wenn ich mir Ihre Arbeiten der letzten

zwanzig Jahre zur Dialogforschung betrachte, nehme ich eine gewisse Skepsis angesichts des gängigen Methodenrepertoires der Psychologie wahr. So etwas wie das menschliche Alltagsgespräch oder institutionalisierte Gespräche, die Sie auch erforschen, lassen sich damit nur schwer untersuchen. Sie sind in Ihren Arbeiten sehr stark von Fällen und Beispielen ausgegangen und haben dann Besonderheiten, besondere Regeln oder Reaktionen und Gegenreaktionen benannt. In meinen Augen ein deutlich interpretatives Vorgehen. Wie ist es eigentlich dazu gekommen?

FOPPA: Das hat relativ harmlos angefangen. Und ich würde lügen, wenn ich behauptete, das war ein geplantes Unterfangen von Anfang an. Es ergab sich mehr oder minder zufällig. Der Mann einer koreanischen Stipendiatin, die bei Richard Meili (meinem damaligen Kollegen) promovieren wollte, kam aus der Bundesrepublik nach Bern in der Hoffnung, er könnte hier in einem Forschungsprojekt mitarbeiten. Er war vor allem an der Grammatikentwicklung deutschsprachiger Kinder interessiert. Da Meili sich nicht sonderlich für Sprache interessierte, wies er ihn an mich. T. Z. Park legte mir einen Projektentwurf vor, der ganz psycholinguistisch war. Nach einigem Zögern erklärte ich mich bereit, sein Projekt zu beantragen, aber nur unter der Voraussetzung, daß Park die Fragestellung auf den Einfluß der wichtigsten sozialen Bezugspersonen (Mutter und Vater) auf die Sprachentwicklung ausweiten würde.

Daraus ist dann ein mehrjähriges Projekt geworden, bei dem wir in vier Familien während zweier Jahre Videoaufnahmen von Interaktionen zwischen Mutter und Kind gemacht haben. Die Beschreibung der Veränderungen der formalen Merkmale der kindlichen Sprache schien mir psychologisch nicht sonderlich interessant, und deshalb war ich froh, als eine Studentin (Marie-Louise Käsermann), die bereits ihre Lizantiatsarbeit bei mir geschrieben hatte und nun im Projekt mitarbeitete, eine Doktorarbeit machen wollte. Sie war an der Frage interessiert, warum Kinder überhaupt zu reden anfangen. Kinder seien doch so effizient in der Äußerung ihrer Bedürfnisse über nichtverbale oder paraverbale Kanäle, daß sie es gar nicht nötig hätten. Ihre Vermutung war, daß dies mit der Entwicklung der Lokomotion zusammenhängen könnte. In dem Augenblick, in dem sich das Kind von der Mutter oder der Bezugsperson in einen anderen Raum entfernen kann, kann es sich nicht mehr mit Deuten und Gestik verständlich machen. Der Anstoß der Sprachentwicklung könnte also in der Tatsache liegen, daß die Mutter ihr (nicht sichtbares) Kind nicht versteht. Gemeinsam mit anderen Studierenden, die sich für dieses Problem interessierten, haben wir stundenlang Videoaufzeichnungen angeschaut und herauszufinden versucht, woran man erkennt, daß eine Mutter ihr Kind nicht versteht - und sind dabei gescheitert. Da hatte eine andere Studierende (Beatrice Amstutz) die Idee, daß man ja nicht warten müsse, bis das Nichtverstehen von selbst stattfindet; man könnte doch einfach der Mutter sagen, sie solle so tun, als hätte sie nicht verstanden und von Zeit zu Zeit auf eine Äußerung des Kindes mit »Hm?« reagieren. Während mehrerer Jahre ist eine größere Zahl von Untersuchungen mit diesem »Hm?« mit z.T. witzigen Resultaten durchgeführt worden. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit hat das »Hm?« zur Folge, daß auch schon kleine Kinder wiederholen, was sie vor der unspezifischen Nachfrage gesagt haben; außer die Nichtverstehenssignale kommen zu häufig; dann vermuten sie, wenigstens bei unbekannten Partnern, daß diese schwerhörig oder geistig be-

schränkt sind. Klar wurde uns aber auch, daß die Anwendung gängiger statistischer Prüfverfahren hier wenig Sinn machte. Das ist wohl auch einer der Gründe dafür, weshalb sich Psychologen kaum mit der Dynamik dialogischer Prozesse und ihren Determinanten befassen. Es scheint so etwas wie einen stillschweigenden Konsens darüber zu geben, daß kein Problem ein untersuchenswerter Forschungsgegenstand ist, wenn man für seine Analyse nicht über einen allgemein akzeptierten Satz von Methoden verfügt. Nach meiner festen Überzeugung wäre es jedoch sehr viel vernünftiger, so vorzugehen, wie alle empirischen Wissenschaften es in ihrer Geschichte getan haben: nämlich vom Problem auszugehen und, wenn es einem wichtig genug erscheint und es noch keine brauchbaren Verfahren gibt, solche eben zu entwickeln. Wäre es anders gewesen, gäbe es heute vermutlich weder Fernrohre noch Mikroskope etc. etc.

SICHLER: Was mich an Ihren Arbeiten auch beeindruckt hat, war Ihr auch in der Auseinandersetzung mit Ihren Kollegen Mario von Cranach und Theo Herrmann entwickeltes Dialogkonzept. Im Unterschied zu den genannten Autoren, die menschliche Sprachproduktion als geplanten Prozeß begreifen, ist bei Ihnen eine andere Vorstellung zu erkennen. Sie sprechen - auch in Anlehnung an Kleists Idee von der allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Sprechen - von einem Eigenleben des Diskurses oder Dialogs. Da sehe ich Bezüge zu bestimmten Bereichen der Philosophie des 20. Jahrhunderts, zur Hermeneutik, zur Sprachphilosophie, zu Wittgensteins Konzept des Sprachspiels, das von der Psychologie kaum rezipiert wird. Sie orientiert sich ja mehr an den wissenschaftstheoretischen Positionen des 19. Jahrhunderts.

FOPPA: Das ist ein ganzes Bündel von Bezügen, die Sie erwähnen, zu denen ich eigentlich gar nichts sagen kann. Ich möchte nur zu meiner eigenen Konzeption des Redens im dialogischen Prozeß etwas anmerken. Ich bin nicht der Meinung, daß man die Dinge nur so sehen kann, wie es mir richtig erscheint: Ich bedauere es aber, daß sie »nicht einmal ignoriert« wird, um mit Nestroy zu sprechen. Ich glaube, das ist ein allgemeineres Merkmal unserer Wissenschaftskultur, daß kaum jemand mehr die Zeit hat oder sich die Zeit nimmt, gegen andere Positionen als jene, die man selbst vertritt, ernsthaft zu argumentieren. Dabei halte ich diese Art von wissenschaftlichen Diskursen für ganz wesentlich.

Diese Überzeugung war letzten Endes auch verantwortlich dafür, daß Theo Herrmann und ich kürzlich gemeinsam einen Aufsatz publiziert haben. Wir haben, glaube ich, auf dem Kongreß in Trier beim Gesellschaftsabend gefunden, wir müßten einmal versuchen, unseren Meinungsunterschieden auf den Grund zu gehen. Wir haben uns für drei Tage im Emmental getroffen. Dabei ist es im wesentlichen um unsere unterschiedlichen Vorstellungen von der Rolle des Wissens im Prozeß des Sprechens und des Sprachverstehens gegangen. Im Laufe der Diskussionen sind wir dann irgendwie auf handlungstheoretische Konzeptionen und meine »ipsative« Theorie des Nichthandelns, die im wesentlichen auf Diskussionen mit Bruno Frey, einem psychologiefreundlichen Ökonom in Zürich, zurückgeht. In diesen war mir nämlich zum erstenmal klargeworden, daß eigentlich alle Humanwissenschaften - außer der Psychologie - selbstverständlich davon ausgehen, daß unsere Handlungsspielräume durch Restriktionen verschiedener Art begrenzt sind. Wenn wir etwas nicht tun, werden daher nicht selbstverständlich motivationale Faktoren dafür ver-

antwortlich gemacht, sondern eben solche Restriktionen. Neben »Ausführungsrestriktionen« (welche die Durchführung einer Handlung unmöglich machen) gibt es aber auch »ipsative«, d.h. Restriktionen, die einfach darin bestehen, daß mir im Moment der Entscheidung zwischen verschiedenen Optionen bestimmte Möglichkeiten einfach nicht »in den Sinn« kommen und damit im Entscheidungsprozeß keine Rolle spielen können. - Theo Herrmann fand, daß solche Überlegungen auch für die Frage von Belang sein könnte, was überhaupt Bestandteil des eigenen Wissens werden kann und was nicht und welche Konsequenzen solche Restriktionen auf die Repräsentation des Wissens haben könnten. Daraus ist dann in enger Kooperation der Artikel: »Was können wir wissen? Über Restriktionen der Erfahrung und ihre Konsequenzen auf die Wissensrepräsentation« entstanden.

ZUR LAGE DER PSYCHOLOGIE

SICHLER: Persönlich habe ich Sie auf dem Kongreß der Neuen Gesellschaft 1995 in München kennengelernt. Im Rahmen einer Diskussion haben Sie einen Gedanken geäußert, der mir sehr zu denken gegeben hat, nämlich daß es mehr und mehr Projekte gibt, die eine psychologische Fragestellung beinhalten, wo aber die Psychologie überhaupt nicht mehr auftaucht. Sie nannten damals als Beispiel den Bereich der Wahrnehmung, der dann physiologisch, neurologisch etc., aber eben nicht mehr psychologisch bearbeitet wird. Oder bei der Ökonomie, die natürlich sehr weit in psychologische Dinge hineinragt, wenn es um die Frage des Entscheidens geht. Ich habe außerdem vor kurzem Ihre Rede zur Lage der Psychologie vor fast zehn Jahren auf dem Kongreß der Deutschen Gesellschaft in Berlin entdeckt, und da haben Sie diese Problematik auch schon angesprochen. Sie sagten damals, daß Psychologie langfristig auch in eine Verteidigungsposition kommt, weil sie immer wieder darauf hinweisen muß, daß es sich um Fragestellungen handelt, die mit dem speziellen Zugang und mit den Methoden der Psychologie erhellt werden könnten. Vielleicht hängt ja diese Schwierigkeit auch mit dem Methodenproblem zusammen, wo die Psychologie dann auch wirklich vorweisen können muß, daß sie besondere Zugangsweisen und Methoden hat.

FOPPA: Das grundsätzliche Problem sehe ich nach wie vor so. Deshalb bin ich auch der Meinung, daß man der Gegenstandsdiskussion nicht ausweichen kann. Ich glaube, wir müssen versuchen aufzuzeigen, was verlorenginge, wenn jene Fragen und Probleme, die uns oder der Gesellschaft wichtig erscheinen, nur von z.B. Kognitionswissenschaftlern behandelt würden. Was dort an Psychologie einfließt, ist ja meistens nur eine etwas hochstilisierte Alltagspsychologie. Ich muß allerdings sagen, daß es doch auch Gründe dafür gibt, etwas zuversichtlicher zu sein. Inzwischen haben nämlich auch manche Computerwissenschaftler den Eindruck, daß das, was ihnen Kognitionspsychologen, die sich ja immer mehr den Computerwissenschaften anzugleichen versuchen, heute liefern, nichts bringt. Das können sie selber besser. Und auf der anderen Seite kriegen sie Dinge, die sie gerne hätten oder bräuchten, nicht. Das, meine ich, sollte man auszunützen versuchen, der Bedarf ist offensichtlich da. Nur, wenn sich die Psychologie zu sehr anderen Wissenschaften anpaßt, verliert sie ihr eigenes Profil.

SICHLER: Da möchte ich zum Schluß noch mit einer Frage zur Fachpolitik anschließen. Wie beurteilen Sie es, daß sich in der Psychologie zumindest dem Anspruch nach eine zweite wissenschaftliche Gesell-

schaft gegründet hat, die nun nach außen auftritt, Kongresse macht, eine eigene Zeitschrift herausgibt etc., um dadurch eine andere, wie auch immer beschaffene Psychologie stärker in die Öffentlichkeit und auch in die Fachöffentlichkeit zu bringen?

FOPPA: Die Gründung einer zweiten Gesellschaft habe ich für einen unglücklichen Schritt gehalten, und zwar aus verschiedenen Gründen - wobei ich mir durchaus im klaren bin, daß sich das für die Neue Gesellschaft anders darstellt. Es wäre mehr in meinem Sinn gewesen, wenn die durch die Neue Gesellschaft intendierte Diskussion über Methoden und Gegenstand der Psychologie in der Deutschen Gesellschaft geführt worden wäre. Aber, wie ich schon gesagt habe: Ich sehe die Schwierigkeit, Diskussionen über kontroverse Positionen zu führen. Daß mit einer Neuen Gesellschaft (in der die Perspektiven mit Sicherheit auch nicht völlig homogen sind) das grundsätzliche Problem gelöst wäre, glaube ich freilich nicht.

Wenn ich mich recht erinnere, ging es bei der Gründung auch um die Frage, ob diese Neue Gesellschaft eigene Fachgutachter für die DFG vorschlagen kann. Und das ist natürlich ein machtpolitisches Problem. Ich übersehe die Situation zuwenig genau, um beurteilen zu können, wie häufig Gesuche, die von Mitgliedern oder Sympathisanten der Neuen Gesellschaft stammen, von der DFG nicht bewilligt werden (obwohl eine interne Beurteilung durch die Neue Gesellschaft positiv ausgefallen wäre). Meiner Erfahrung nach ist es so, daß sich die Mehrzahl der DFG-Gutachter, die ich in ihrer Tätigkeit kennengelernt habe, doch ein erstaunliches Maß an Offenheit bewahrt haben. Aber wie es momentan aussieht, kann ich schlecht beurteilen.

Man kann die Entwicklung freilich auch marktpolitisch betrachten. Wenn die Neue Gesellschaft längerfristig imstande ist, Marktbedürfnisse nach wissenschaftlich befriedigenden und erfolgreichen Lösungen gesellschaftlicher Probleme zu erfüllen, wird sie sich durchsetzen und schließlich vielleicht sogar »marktbeherrschend« werden. Gegenüber programmatischen Positionen bin ich allerdings sehr mißtrauisch. Einer meiner Eindrücke damals in München war, daß z.B. das Empirieproblem nicht anders gesehen wird (als ich es sehe), sondern daß es kaum wahrgenommen wird. Und das scheint mir keine sehr günstige Voraussetzung für Erfolge zu sein. Die Diskussionen in den Arbeitsgruppen, die ich gehört habe, sind mir sehr akademisch vorgekommen (das mag an der Auswahl gelegen habe). Wie aber die Psychologie ihren eigenen Zugang zur Wirklichkeit des einzelnen finden kann und soll, darüber wurde doch sehr wenig gesprochen. Ich meine, daß man mehr ins Gespräch kommen müßte miteinander und alte Vorurteile vergessen sollte. Immerhin geht es ja um eine gemeinsame Sache . Ich denke, daß dazu vor allem jüngere Leute aus beiden Gesellschaften in der Lage wären. Man sollte sich fragen, was die Ziele der beiden Gesellschaften sind und ob sich so sehr unterscheidet, was beide anstreben oder ob nicht letzten Endes die Gemeinsamkeiten überwiegen.

SICHLER: Herr Foppa ich danke Ihnen sehr herzlich für dieses aufschlußreiche und offene Gespräch.